

*Der Freisinger Dom.*

Festschrift zum 1200-jährigen Jubiläum der Translation des Hl. Korbinian. Herausgegeben von Joseph A. Fischer im Auftrag des Historischen Vereins Freising. – (26. Sammelblatt des Historischen Vereins Freising). Freising, Verlag des Historischen Vereins Freising e. V., 1967. Gr.-8°, 289 S., 5 Bildtafeln und 3 Skizzen. Brosch. DM 16,80.

Die Festschrift, die anlässlich des 1200-jährigen Jubiläums der Translation des Hl. Korbinian erschien, bietet einen eindrucksvollen und instruktiven Überblick über die Geschichte eines der rechtlich und kirchen-organisatorisch bedeutendsten Bauwerke Bayerns, das in seinem Ursprung bis in vorkorbinianische Zeit zurückgeht.

Sigmund Benker weist in seinem Beitrag »Der Dom im ersten Jahrtausend« (s. 1–43) die Identität einer bereits vor dem Auftreten Korbinians in Freising (um 720) innerhalb eines herzoglichen Castrums gelegenen Marienkirche mit der ersten Freisinger Domkirche nach, die auf dem heutigen Domberg errichtet war. Da der Freisinger Dom in seiner jetzigen Gestalt ein einheitlicher Neubau des 12. Jahrhunderts ist, der im 18. Jahrhundert barockisiert wurde, läßt sich die Kontinuität einer bereits vor 720 bestehenden Kirche zum heutigen Dom im wesentlichen nur an Hand schriftlicher Überlieferung nachweisen. Benker zieht hierzu die kurz nach 768 von Bischof Arbeo von Freising verfaßte Vita Corbiniani, die mit dem Jahre 744 einsetzenden Traditionen des Hochstifts Freising sowie die Bischofsdistichen in dem 1187 von Conradus Sacrista neu angelegten Traditionskodex und das sog. »Tedmons«-Gedicht aus einer im 11. Jahrhundert entstandenen Weihenstephaner Handschrift heran. Bei genauester Untersuchung und Interpretation der schriftlichen Quellen kommt Benker zu folgendem Schluß: der älteste Dom, den Korbinian bereits vorfand, war die agilolfingische Pfalzkirche. Vermutlich schon im Zusammenhang mit einer Bistumsplanung erbaut, muß sie so weiträumig angelegt gewesen sein, daß sie den Ansprüchen einer Bischofskirche bis in die Regierungszeit Bischofs Anno (855–875) genügte. In dieser Kirche wurden ca. 768 die Gebeine des Hl. Korbinian hinter dem Hochaltar beigesetzt. Erst Bischof Anno ersetzte die agilolfingische Kirche durch einen stattlichen Neubau, der 903 durch Brand zerstört, im glei-

chen Stil wieder aufgebaut wurde. In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts wurde die Kirche unter Bischof Abraham um den Westbau und eine Seitenkapelle erweitert. Auf dem Grundriß dieses Baus entstand nach dem großen Brand von 1159, unter Hinzufügung der Seitenapsiden, der Freisinger Dom in seiner heutigen Gestalt.

Einen Überblick über »Älteste liturgische Bücher des Freisinger Doms« (s. 45–64) gibt Klaus Gamber. Dabei kommt der Verfasser zu der interessanten Feststellung, daß erst für die Zeit um die Wende des 9. Jahrhunderts sichere Aussagen über die Liturgiegeschichte des Freisinger Doms getroffen werden können. Die wenigen aus dem 8. Jahrhundert erhaltenen liturgischen Handschriften, darunter auch das sog. Korbinianevangeliar (Clm 6224), das nur aus lokalhistorischer Pietät mit der Person des Heiligen in Verbindung gebracht wird (vgl. G. Leidinger, Das sog. Evangeliarium des hl. Korbinian, in: Schlecht, 79–102), weisen in ihrer Entstehung nach Oberitalien bzw. Nordafrika (Fragment einer Apostolus-Handschrift, Clm 6436). Ebenso enthält eine unter Bischof Arbeo (764–783) angefertigte Apostolus-Handschrift oberitalienische Perikopen-Notizen, wie auch das Arbeo-Sakramentar wahrscheinlich von diesem selbst von Oberitalien nach Freising gebracht wurde (vgl. K. Gamber in: Münchener Theol. Zeitschrift 9, 1958, 46–57). Erst unter Bischof Atto (783–811) entstand im Freisinger Skriptorium eine Handschrift, von der auf einem verstümmelten Einzelblatt die Fragmente eines Sakramentars überliefert sind. Zu dem Domsakramentar kommt noch das Fragment eines Lektionars, das aus der Regierungszeit Bischof Hittos (812–835) stammt. In dieselbe Epoche ist auch das Bruchstück eines älteren Benedictionale Episcoporum einzureihen. Durch die Ergänzung mit auswärtigen Parallel-Handschriften gelang es dem Verfasser, einen guten Einblick in die Domliturgie dieser Zeit zu vermitteln.

Die Katastrophe von 1159, der der Dom und die Stadt Freising zum Opfer fielen, rekonstruiert Joseph A. Fischer durch »Die zeitgenössischen Berichte über den großen Brand von 1159« (s. 65–97). Er stützt sich dabei auf zwei zeitgenössische Quellen, nämlich den Bericht des Rahewin und den des Conradus Sacrista. Rahewin, unter Bischof Otto I. (1138–1158) als Schreiber, Kaplan und Notar belegt, setzte nach dessen Tod im Auftrag des Kaisers Friedrich Barbarossa die Gesta Friderici fort. Im 15. und 16. Kapitel des vierten Buches der »Taten Friedrichs« berichtet er über die Brandkatastrophe, die sich durch bestimmte Prodigien ankündigte. Während es noch fraglich ist, ob Rahewin Selbsterlebtes oder nur Gehörtes berichtet (vgl. H. Kohl, Rahewins Fortsetzung der Thaten Friedrichs V, Anm. 1), war Conradus Sacrista sicher Augenzeuge des

Geschehens. Als *custos*, *sacrista* und *canonicus* ist er wiederholt in Freisinger Urkunden und Traditionsnotizen belegt (vgl. Bitterauf, Die Traditionen des Hochstifts Freising II, Namensregister). Obgleich Conradus Sacrista im wesentlichen Rahewin ausschreibt, bringt er doch wertvolle Ergänzungen im Detail, die für die Zeitgenossen von lokalem Interesse waren. Durch das genaue Studium der zeitgenössischen Berichte kann der Verfasser die erstmals in der Freisinger Bischofschronik von Johann Freiberger (gest. 1541) aufgetauchte und von späteren Chronisten übernommene Nachricht über die Brandursache als unrichtig widerlegen, zum anderen aber auch nachweisen, daß der Brand von 1159 zwar eine für lange Zeit geistige und materielle Verarmung des Hochstifts nach sich zog, aber nicht den völligen Untergang alles bis dahin Geschaffenen bedeutete. Manches blieb erhalten, so die hochgeschätzten Reliquien und nicht zuletzt ein Teil der Bücher der Dombibliothek und Archivalien.

Berndt Oesterhelt unternimmt dankenswerterweise und in sehr geglückter Form den Versuch, »Das Chorgestühl von 1488« (S. 99–118) in seiner ursprünglichen Gestalt zu beschreiben. Merkwürdigerweise wurden in der gesamten bisherigen Literatur nie Zweifel an der Vollständigkeit und Originalität des Chorgestühls in seinem heutigen Bestand laut. Ausgangspunkt für die kritische Betrachtung ist die Frage nach dem Programm; und Hauptprogramm des Freisinger Chorgestühls ist der Bischofskatalog. So wie sich das Chorgestühl darbietet, beginnt er westlich im Nordgestühl mit dem hl. Korbinian und endet wiederum westlich im Südgestühl mit Bischof Johann I. (gest. 1324), dem 32. Bischof von Freising. Erbauer des Chorgestühls, Bischof Sixtus von Tannberg (1473–1495) war aber der 44. Nachfolger des hl. Korbinian. Die Konzeption spätgotischer Programme ging jedoch dahin, daß ein Bischofskatalog alle Träger dieses Amtes enthielt. Eine eingehende Untersuchung hat den Beweis erbracht, daß tatsächlich in späteren Jahrhunderten entscheidende Änderungen am Chorgestühl vorgenommen worden sind und zwar eine Verkürzung der südlichen und nördlichen Oberreihe um mindestens eine Stalle. Gut begründet nimmt der Verfasser hierfür die Zeit zwischen 1621 und 1624 an, jene Zeit also, in der die erste Bauphase in nachgotischer Zeit unter Bischof Veit Adam von Gebeck beginnt und abgeschlossen wird. Abermals verändert wird das Chorgestühl vor 1724 unter Bischof Franz Ecker. Zwar bleibt der Bestand als solcher weitgehend unbeschadet, jedoch werden die Dorsaltafeln mit dem verbalen Teil des Bischofskatalogs um 5 Stellen versetzt und die fehlenden Inschriften der ersten 5 Bischöfe durch neue ersetzt. Außerdem werden die Kielbogen der Baldachine, wohl als Folge der Asam'schen Wandbilder gekürzt. Die Restaurierung von 1880/85

ergänzt wieder die Kielbogen. Eine Rekonstruktionsskizze der nördlichen Gestühlreihe (nach S. 112), ein schematischer Grundriß der ursprünglichen Gestühlanlage und eine Skizze der Abschlußswangen im ursprünglichen und heutigen Zustand veranschaulichen die Ausführungen.

Eine umfassende Darstellung der Domprädikatur des Bistums Freising im reformatorischen Zeitalter gibt Joseph Staber in seinem Beitrag »Die Domprediger im 15. und 16. Jahrhundert« (S. 119–139). Daß die Entstehung hauptamtlicher Predigerpfünden parallel mit dem Aufblühen der Städte verläuft, ist nicht zufällig. Eine gewisse Unzufriedenheit mit der herkömmlichen Art der Verkündigung des Evangeliums und das wachsende theologische Interesse und Selbstbewußtsein des Bürgertums gaben den Anstoß hauptamtliche Prediger anzustellen, die regelmäßig Inhaber akademischer Grade sein mußten. Die erste Freisinger Domprediger-Stelle, aus Mitteln des Bischofs errichtet, läßt sich für Anfang 1476 nachweisen. Da die Stiftungsurkunde verloren ist (nur die päpstliche Bestätigung vom 25. April 1476 ist erhalten), wissen wir nichts über die wirtschaftliche Ausstattung dieser Stelle, die Obliegenheiten des Predigers und die Anforderungen, die an seine akademische Vorbildung gestellt wurden. Auch die Nachrichten über die Persönlichkeiten, die im 15. und 16. Jahrhundert diesen Posten versehen haben, fließen spärlich. Der erste Inhaber der Freisinger Domprediger-Stelle war Heinrich Pfeilschmid, vor seiner Berufung nach Freising Magister an der Universität Ingolstadt. Zumindest drei seiner Nachfolger hatten ebenfalls an der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt studiert und gelehrt, einer hatte seine Studien an der Universität Tübingen absolviert und war nach kurzer Lehrtätigkeit in Freiburg Professor der Rhetorik in Ingolstadt geworden. Mit einiger Sicherheit läßt sich die Feststellung treffen, daß die Forderung, nur ein Graduirter dürfe diese Stelle einnehmen, von den meisten Freisinger Dompredigern im 15. und 16. Jahrhundert erfüllt wurde, was sich ebenso für die Domkanzeln von Regensburg, Passau und Salzburg nachweisen läßt. Bedauerlicherweise hat keiner von ihnen, im Gegensatz zu vielen Amtsgenossen auf anderen bayerischen Domkanzeln, eine weiterreichende literarische Tätigkeit entfaltet.

In einem umfangreichen Beitrag beschreibt P. Leo Weber SDB »Die Neugestaltung des Domes unter Fürstbischof Veit Adam von Gebeckh« (S. 141–196). Durch eingehendere und genauere Interpretation bereits bekannter Quellen und das Aufspüren und Auswerten neuen Quellenmaterials gelang es dem Verfasser, den von Bischof Veit Adam von Gebeckh (1618 bis 1651) durchgeführten Umbau des Freisinger Doms ins rechte Licht zu rücken. Ausmaß und Bedeutung verlor sich bislang im Ungewissen

und war zum Teil überschattet von dem abfälligen Urteil Joachim Sigharts, der gern als »Vater der bayerischen Kunstgeschichte« apostrophiert, Mitte des vorigen Jahrhunderts Professor der Philosophie in Freising war und dort auch Ästhetik und Kunstgeschichte las. In Bischof Veit Adam einen bauwütigen Renaissance-Kirchenfürsten zu sehen, wäre vollständig verfehlt, vielmehr hatte ihm beim Antritt seines hohen Amtes das Domkapitel neben anderem gerade die Erneuerung der Kathedrale als besondere Pflicht und Notwendigkeit auferlegt. Sehr übersichtlich in chronologischer Reihenfolge bringt der Verfasser die einzelnen Stadien des Umbaus, der nicht vor 1621 begonnen hat und zuerst eine Neugestaltung des Innenraumes brachte. Allgemein galt der Freisinger Dom den Zeitgenossen zu finster, durch Ausbrechen der Empore-Bögen und Entfernung des Lettners und einem systematischen Umbau der Fenster wurde diesem Wunsch Rechnung getragen. Freilich verlangte der neu geschaffene Raum, vor allem das geöffnete Mittelschiff, eine neue innenarchitektonische Konzeption, in deren Vordergrund der monumentale Hauptaltar steht. Die Neugestaltung des Freisinger Doms bezeichnet Weber mit Recht eine schöpferische Tat, die mehr war als die Wiederherstellung eines mehr oder minder renovierungsbedürftigen Gebäudes. Es war vielmehr der sichtbare Ausdruck, daß man mit Macht daran ging, die lähmende Krise des 16. Jahrhunderts zu überwinden.

Anhand einer zeitgenössischen Quelle berichtet P. Karl M i n d e r a SDB über »Die Erneuerung des Doms im Jahre 1724 nach dem Tagebuch von P. K. Meichelbeck« (S. 197–219). Die Barockisierung des Freisinger Doms anfangs der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts unter Fürstbischof Franz Eckher von Kapfing und Liechteneck (1695–1727) geschah nicht von ungefähr oder um dem Zeitgeschmack zu huldigen. Vielmehr rüstete man sich in Freising, das Jubiläum zur Erinnerung an das Jahr 724, in dem Herzog Grimoald Korbinian nach Freising gerufen hatte, feierlich zu begehen. 1709 erhielt der Benediktinerpater Karl Meichelbeck aus Benediktbeuern von Bischof Franz Eckher von Kapfing den Auftrag, zur Jahrtausendfeier eine Geschichte des Bistums Freising zu verfassen. Eine kritische Untersuchung des bis heute leider noch nicht edierten Tagebuchs von Meichelbeck (Bayer. Staatsbibliothek München, Meichelbeckiana 18 a–c), wie Mindera sie vorgenommen hat, zeigt jedoch, daß auch noch in der jüngsten Literatur (vgl. B. Hubensteiner, Die geistliche Stadt, München 1954) der Einfluß des Benediktbeurer Benediktinerpaters auf die barocke Umgestaltung des Freisinger Doms überschätzt wird. Bischof Franz Eckher war bereits in den ersten Jahren seines Episkopats auf die Arbeiten des Georg Asam in Benediktbeuern und Tegernsee aufmerksam geworden und gab ihm 1709 den

Auftrag für das große Deckengemälde in der Aula des neuerbauten Freisinger Gymnasiums und ließ ein Jahr später die Decke der Maximilianskapelle am Ostchor des Doms durch ihn ausmalen. So bedurfte es wohl keines weiteren Anstoßes, daß die barocke Neugestaltung des Freisinger Doms den Söhnen Georg Asams, den Brüdern Cosmas und Egid Quirin, übertragen wurde. Obgleich Meichelbecks Tagebuch zu entnehmen ist, daß er sich seit dem Februar 1723 mit den Künstlern der Dom-Restauration zu befassen hat und die Verhandlungen mit diesen ihn zusätzlich zu seiner Arbeit an der Freisinger Bischofschronik sehr belasten, so kann man ihm doch nicht das gesamte Konzept der barocken Ausgestaltung zuschreiben.

Über »Die Dommusik im 17. und 18. Jahrhundert« (S. 221–238) berichtet Karl Gustav F e l l e r e r. Die Freisinger Dom-Kantorei reicht in ihrer Entwicklung in das ausgehende 15. Jahrhundert zurück, als nämlich Bischof Sixtus (1473–1495) 1484 das Choralinstitut gründete und damit die Domschule von den kirchenmusikalischen Verpflichtungen entlastete. Neuen Auftrieb gab der Kirchenmusik das Konzil von Trient und so finden sich im Repertoire der Freisinger Dommusik Messen und Motetten Palestrinas und seiner Zeitgenossen. Gleichzeitig übte aber auch die herzogliche Residenzstadt München mit ihrer berühmten Hofkapelle unter Orlando di Lasso ihren Einfluß aus. Ein Schüler Orlando's, Anton Gosswin (ca. 1540–1594) wurde von Bischof Ernst, einem Sohn Herzog Albrechts V., zum Leiter der Freisinger Hof- und Dommusik bestellt und in einem 1651 von Chorregent Sebastian Karpf angelegten Noteninventar des Freisinger Choralinstituts ist Orlando di Lasso mit nicht weniger als 40 Sammelwerken vertreten. Interessanterweise wird der Gregorianische Gesang, wie er seit dem Mittelalter überliefert ist, am Freisinger Dom – trotz der Entwicklung der instrumental begleiteten Kirchenmusik, der Polychorie und Monodie – bis ins 17. und 18. Jahrhundert intensiv gepflegt. Wie Freising die liturgisch-kirchenmusikalischen Bestimmungen des Konzils von Trient durchführte, so folgte auch im 17. und 18. Jahrhundert die Dommusik den kirchlichen Vorschriften. Das Noteninventar von 1796 zeigt deutlich, daß das Repertorium vornehmlich Werke enthält, die den Bestimmungen der Enzyklika »Annus qui« Papst Benedikts XIV. vom Jahre 1749 folgen. Wirtschaftliche Schwierigkeiten am Ausgang des 18. Jahrhunderts und die geistige Haltung der Aufklärung, die den Sinn für liturgische Musik verloren hatte und Kirchenmusik vorwiegend als Repräsentation auffaßte, ließen die Freisinger Dommusik, die jahrhundertlang mit den großen Stätten kirchlicher Musik wetteifern konnte, schon vor der Säkularisation zu einem ruhmlosen Ende kommen.

Stilistisch vorzüglich gestaltet, schildert Georg

Schwaiger »Die stillen Jahre Freisings und seines Domes (1803–1822)« (S. 239–257). Der Sturm der Säkularisation hatte keine bayerische Bischofsstadt so schonungslos zerstört wie Freising. Wenn auch die schlimmste Gefahr, die Zerstörung des Freisinger Doms, nicht zuletzt durch das Wohlwollen des Kronprinzen Ludwig, des nachmaligen König Ludwigs I., abgewendet werden konnte, Bischofsstadt sollte Freising nie mehr werden. Das Konkordat von 1817 bestimmte in Art. 2, daß der Bischofssitz von Freising nach München verlegt und zur Würde eines Metropolitanstitzes erhoben wird. Jedoch nennen sich der Vorstand dieser Kirche und seine Nachfolger Erzbischöfe von München und Freising. Als das Konkordat 1821 schließlich vollzogen werden konnte (vgl. G. Schwaiger, Die altbayerischen Bistümer, 399–408) und Lothar Anselm Freiherr von Gebattel zum ersten Erzbischof von München und Freising konsekriert wurde, waren fast 20 Jahre seit dem Tod des letzten Fürstbischofs Joseph Konrad Freiherr von Schroffenberg vergangen. Der rechtlich denkende Bischof alter Ordnung konnte sich nicht mehr in die Wirren der neuen Zeit finden, er starb am 4. April 1803. Das Bistum Freising durfte nur noch den Titel »Bischöfliches Vikariat« führen, die Kirche St. Veit, die Kirche des Kollegiatstiftes St. Andrä und viele Kapellen waren zerstört. Wie ein Film rollt die düstere und unselige Zeit, in der Bavaria sancta versank.

Den Nachweis, daß auch eine Kathedral-kirche Wallfahrtskirche sein kann, führt Anton Baucr in seinem Beitrag »Der Dom als Wallfahrtskirche« (S. 259–282). Merkwürdigerweise ist das Grab des hl. Korbinian durch das ganze Mittelalter zum wenigsten Ziel einer Wallfahrt gewesen, obgleich dem Heiligen spätestens Ende des 10. Jahrhunderts wunderwirkende Kräfte zugeschrieben werden (vgl. J. Staber, Volksfrömmigkeit und Wallfahrtswesen des Spätmittelalters im Bistum Freising, in: Deutingers Beiträge 20, München 1955, 41–44; Ders., Der Freisinger Dom als Wallfahrtskirche, in: Frisinga 41, 1958, Nr. 7, S. 4). Erst in unserem Jahrhundert hat sich eine Jugendwallfahrt zum

hl. Korbinian entwickelt. Ende des 12. Jahrhunderts galt dem Grab des hl. Abtes Nonnosus vom Monte Soracte, dessen Reliquien unter Bischof Nitker (1039–1052) nach Freising gekommen waren, besondere Verehrung. 1670–1681 verwendete Weihbischof Kaspar Künnert noch fünfundzwanzigmal Nonnosus-Reliquien bei Altarweihen, aber bereits Anfang des 18. Jahrhunderts war der Steinsarkophag mit den Reliquien des Heiligen in Vergessenheit geraten. Erst seine Wiederauffindung im Jahre 1708 brachte für kurze Zeit eine neue Welle freudiger Verehrung. Auch die Wallfahrt zu »Unserer lieben Frau auf der Stiege« (vgl. Abb. des Gnadenbildes nach S. 272) ist heute fast in Vergessenheit geraten. Dabei war es seit 1649 üblich, das Gnadenbild (Werk eines unbekanntem Bildhauers der Landshuter Kunstzone um 1480), das bis ins 18. Jahrhundert seinen Platz auf dem Hochaltar der Benediktuskirche hatte, in besonderen öffentlichen Anliegen vorübergehend auf der großen Stiege des Doms zur Verehrung auszusetzen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sind die Bittprozessionen und -andachten zum »wundertätigen Muttergottesbild« eingeschlafen. Die eigentliche Wallfahrt der Freisinger Domkirche ist bis in unsere Zeit die zum hl. Burgunderkönig Sigismund (gest. 524). Nachdem im 10. Jahrhundert der Heilige allgemein verehrt wurde, scheint der Kult in den nächsten Jahrhunderten wieder eingeschlafen zu sein. Erst anfangs des 14. Jahrhunderts ist in Verbindung mit Freising eine Sigismund-Verehrung nachweisbar, als Bischof Konrad III., der Sendlinger, von Freising zur Weihe des St. Andreas- und Christophorus-Altars in der Klosterkirche zu Schäftlarn Reliquien dieses Heiligen verwendet. Rasch blühte die Sigismund-Wallfahrt auf und bereits 1359 ist der Heilige als Nebenpatron des Freisinger Doms bezeugt (vgl. Randlinger, die Verehrung des heiligen Sigismund, des zweiten Diözesanpatron in Freising, in: Schlecht, S. 353) Wenn auch der Freisinger Dom nicht zu den meistbesuchten Wallfahrtsstätten Bayerns gehört, so konnte doch auch hier volksfrommes Brauchtum aufblühen.

Regensburg

Marianne Popp